

Kulturförderpreis der Stadt Pfaffenhofen a. d. Ilm (23.11.2005)
Preisträger: Benedikt Hipp - An Stelle einer Laudatio

The Point of Crisis

oder

Der Grenzwert künstlerischen Schaffens

Hellmuth Inderwies

Als ich die Münchener Straße hinausfuhr zu seinem Atelier neben der Künstlerwerkstatt, kam mir ganz unvermittelt der Gedanke, ob ich zusammen mit meinen Stadtratskollegen Reinhard Haiplik und Martin Wolf wirklich einen über alle Zweifel erhabenen Kandidatenvorschlag für den Kulturförderpreis unserer Stadt im Jahre 2005 gemacht hatte, auch wenn er hernach vom Kulturausschuss einstimmig befürwortet und vom Stadtrat ebenso eindeutig abgesegnet worden war. Du kennst ihn doch eigentlich gar nicht so recht, den Benedikt Hipp. Eher noch seine Familie - und vor allem auch nur einige seiner Werke. Jene aufsehenerregende Bronzeplastik „Die Auferstehung“, die er im Rahmen eines Projekts der evangelischen Kirche „Christus und Kunst“ ausgestellt hatte. Zum Millennium. Die Jahrtausendfähigkeit des Christentums sollte damit überprüft werden. Eine heroische Aufgabe.

Es ist mehr als fünf Jahre her. Damals war er gerade dreiundzwanzig.

Nun gut! Du kennst ja auch jene fünf pastellfarbenen, recht philosophisch wirkenden Kinderbilder („Wo wir sind“ – „Was wir kriegen“ usw.), einen Zyklus, für den er im letzten Jahr den „Oberbayerischen Förderpreis für Junge Künstler“ erhielt! Der konnte freilich kein Kriterium für unsere Pfaffenhofener Verleihung sein. Wer wollte sich im Stadtrat denn schon dem Verdacht aussetzen, dass man die oberbayerische Regierung brauche, um in Pfaffenhofen den künstlerischen Wert von Gemälden zu ermitteln. Welche Blöße man sich gäbe! Ganz besonders du als Kulturpapst! Unserer allwissenden Heimatzeitung gegenüber! Nicht auszudenken! –

Nein! Nein! Wo kämen wir da hin? Bei uns zählt der heimische Sachverstand. Das war immer so.

Und wenn schon - so redete ich mir ein: Er entspricht zumindest den Bestimmungen unserer städtischen Ehrensatzung in vollem Maße. Er ist Pfaffenhofener, entstammt einem zwischenzeitlich alt eingesessenen Geschlecht, ist noch in Ausbildung, seit 2002 bei Professor Sean Scully, einem Iren, an der Münchener Akademie, zwischendurch an der Accademia di Belle Arti di Bologna, zuvor schon zwei Jahre an der in Nürnberg.

Wie er den Sprung nur schaffen konnte? Bei den so überaus harten Aufnahmebedingungen. Er hatte doch das Konditorhandwerk zuvor erlernt. Und geleistet - auch solches fordert die Satzung - geleistet hat er darüber hinaus ebenfalls schon Einiges. Das beweisen allein die zahlreichen Beteiligungen an Ausstellungen und die ständige Präsenz seiner Werke in der Münchner Galerie Hermeyer. Dort kann man seine Bilder erwerben. Und - er arbeitet sogar in seinem Heimatort Pfaffenhofen. Allein deswegen darfst du als Kulturreferent ein wenig Werbung für ihn machen. Das könnte vielleicht sein Ansehen und seine Bedeutung über den Status eines bloßen „Satzungskandidaten“ hinausheben. -- So sollte er sich später selbst bezeichnen, als er in aller Bescheidenheit die Frage stellte, warum die Wahl denn gerade auf ihn gefallen war.

Mir war trotz allem nicht ganz wohl, als ich in den Ökohof der Künstlerwerkstatt einbog, obwohl ich mich in den nun bald zehn Jahren als Kulturreferent Pfaffenhofens an unsere Kunstszene durchaus gewöhnt hatte und ich die Umgebung hier, das Milieu einer unserer wichtigsten kulturellen Einrichtungen, die der Singer „Wacki“ in seiner Schreinerwerkstatt vor Jahren geschaffen hatte, außerordentlich zu schätzen wusste.

.....

„Es wird jetzt schon recht kalt im Atelier! Ich muss schnell noch einschüren, damit Sie nicht frieren.“ Sein erster Satz nach knapper zeitgemäßer Begrüßung.

„Lassen wir das Sie. Es fällt mir schwer aus der persönlichen Distanz heraus auf jemanden eine Laudatio zu machen!“ - „Mir auch lieber, ich heiße Benedikt, das ist dir ja bekannt.“

Der kleine Holzofen verbreitet schnell eine angenehme Wärme in dem schlichten hellen Raum, in dem einst Maler- und Lackiererarbeiten für den Alltag getätigt worden waren. In einer Ecke beim Eingang eine kleine Kochstelle, wo er schnell für uns beide Tee zubereitet. - „Da lässt es sich ein wenig leichter reden!“ - Gegenüber ein Hochbett, darunter ein Magazin, eher ein Stauraum für Bilder, mit einem Vorhang verdeckt. Eine kleine Couch, ein Stuhl, ein Tisch, auf dem Steffen Kopetzky's „Einbruch und Wahn“ und gesammelte Schriften von Sören Kierkegaard liegen - Ist nicht heuer sein 150. Todestag? Ich bin mir nicht sicher. Deswegen schweige ich lieber. Ich weiß, dass Benedikt Hipp nicht nur ein Fan, sondern auch ein Kenner der skandinavischen Welt ist. - Er beobachtet meinen Blick.

„Ja, ich lese sehr viel. Immer mehrere Bücher nebeneinander. Das ist wichtig für meine Arbeit.“

Seine unbekümmerte, offene Art und die Einfachheit des Orts erinnern an seinen Namenspatron. „In München, wo ich die meiste Zeit verbringe, ist nur ein halb so großes Atelier viel zu teuer. Für mich nicht leistbar.“

An den Wänden lehnen großflächige fertige und halbfertige Bilder mit düsteren, im ersten Augenblick beängstigenden Farben. Öl. Mensch und Raum stehen im Brennpunkt seines künstlerischen Schaffens. Beide in der unverfälschten Nacktheit ihres Seins.

„Du musst wissen, der Mensch ist das Ursächlichste der Schöpfung. Er ist ihr Mittelpunkt und gleichzeitig als Mikrokosmos ihr Abbild. Wir werden meine Bilder bei der Verleihung an Stelle der bayerischen Könige im Rathaussaal aufhängen. Mit Herrn Brandt habe ich es bereits besprochen.“

Eine herrliche Idee! Ich stelle mir die Mienen der geladenen Gäste vor. Vor allem die des Stadtrats.

„Warum ohne Titel?“ frage ich. Oft sei doch gerade er ein Schlüssel für den Zugang zum Werk des Künstlers, vor allem bei sehr abstrakter Malerei!

„Ich lehne den Begriff ‘abstrakt’ hier ab. Er passt nicht zum Visuellen. Abstrakt ist ein Denkvorgang. In der bildenden Kunst gibt es für mich nur gegenständlich und nichtgegenständlich. Und was den Titel angeht? Er klärt nicht nur auf, er birgt auch Risiko. Er kann eine Art Kopie, kann Imitation sein, stellt dem Künstler eine Aufgabe und zwingt den Betrachter in eine Bahn. Solches ist der Kunst abträglich. Ohne Hinweis des Künstlers sind Wirkung und Provokation unmittelbarer. Das Schöpferische steht dann ungeschmälert im Vordergrund.“

„Und doch,“ wende ich ein, „gehörte es zumindest sehr lange zum Selbstverständnis gerade der bildenden Kunst, dass sie den Betrachter informieren und belehren und dass sie ihm Unterhaltung und Erbauung bieten sollte. Sie stand ohne Zweifel im Dienste des Menschen und erfüllte einen praktischen Zweck. Denken wir doch an die Zeit, in der nur wenige des Lesens fähig waren, die Bibel an Hand von Bildern in den Kirchen vermittelt werden musste. Ist davon denn überhaupt nichts mehr geblieben?“ Man werde ja wohl als Künstler immer wieder gefragt, was man zum Ausdruck bringe, was das geschaffene Kunstwerk bedeute, was es aussagen und bewirken wolle.

„So wenig wie man Kunst lehren kann, so wenig belehrt sie.“ erwidert er lapidar und schmunzelt. „Kunst braucht die totale Freiheit. Der Michelangelo und sein David sind herausragende Vorbilder bis in die Gegenwart. Großartig! Aber du musst auch daran denken, dass Vorbilder eine außerordentliche Belastung sein können. Über Jahrhunderte hinweg bestimmen sie oft ausschließlich die Maßstäbe dessen, was wir als hohe Kunst ansehen. Und der Mensch neigt nun einmal sehr gerne dazu zu vergleichen, zu imitieren und zu kopieren. Das hat aber wiederum mit Kunst nichts zu tun. Das führt nicht weiter. Nein, Kunst braucht die totale Freiheit.“

Da hat er gewiss nicht so unrecht. Ich denke an jene jungen Dichter, die ganz und gar nicht unglücklich waren, als Goethe 1832 das

Zeitliche segnete. Der „Alte in Weimar“ galt bis zu seinem Tod als das Non plus ultra des literarischen Daseins, als die personifizierte Norm dessen, was die Qualität des dichterischen Produkts ausmachte. Nicht wenige der damaligen jungen Generation, die ihn nicht als Lehrmeister verehren wollten und deswegen erst spät Anerkennung fanden, hatten darunter zu leiden. Da ist doch jener Reich-Ranicki unserer Tage, jener selbst ernannte päpstliche Scharfrichter mit seinem Absolutheitsanspruch, ein wahrlich nicht unfehlbarer Waisenknabe dagegen. Denn die Zeit der Kunstpäpste ist längst vorüber. Anspruch und Erwartungshaltung sind heute so grundverschieden, dass sich der Künstler davor hüten muss allgemeingültige Weisheiten verkünden zu wollen. Der Rezipient muss sich seine Interpretation selbst machen.

Benedikt scheint einen Augenblick in sich gekehrt, nachdenklich neigt er fast unmerklich den Kopf zur Seite und führt meinen Gedanken, ohne dass ich ihn ausgesprochen hatte, fort: „Kunst ist für mich zu aller erst Kommunikation, aber auf einer etwas anderen Ebene als der hinlänglich gewohnten. Es ist die Begegnung des Künstlers mit Zufälligkeiten, im wortwörtlichen Sinne, also mit dem, was einem im Leben zugefallen ist und fortwährend zufällt. Der Mensch ist ein Wanderer - mir wurde es so richtig bewusst, als ich im Lappland nur mit einem Rucksack als Lebensgrundlage unterwegs war - und er macht hierbei seine existentiellen Erfahrungen, wie es Werner Herzog nennt, die eben von der Begegnung mit Zufälligkeiten herrühren. Das hat nichts mit den üblichen Definitionen von Intuition und Inspiration zu tun, nichts mit nicht erklärbarer Eingebung und Erleuchtung und derartigem, sondern ich meine damit die Komprimierung aus Wissen und Erfahrung, die man im Laufe des Lebens erwirbt. Sie gilt es möglichst rein und unverfälscht ins Bild umzusetzen, um damit Klarheit zu schaffen, Welt bewusst zu machen. Mehr nicht. Ich sage 'mehr nicht!' und weiß doch zu gut, welch schwieriges Unterfangen dies ist. Wenn ich heute noch einmal anfangen würde, würde ich mit dem Film beginnen. Der Film hält sich an die Zeit, reiht Vorgänge, da tut man sich leichter. Bei einem statischen Gemälde oder einer Skulptur muss man alles auf einen Punkt bringen: Bewegung, Stimmung, Tätigkeiten, Reaktionen, zeitliche Abläufe und da kann man auch schnell an einen Punkt kommen, der sich dem Willen und

der Kontrolle entzieht. Ich nenne ihn Point of Crisis.“ - „Point of Crisis!“ wiederholt er nachdenklich.

Mich erinnert dieser Grenzwert künstlerischen Schaffens an die Sprachkrisen einiger unserer großen Dichter, an jene Zone, die in die Sprachlosigkeit hinüberführt.

„Du meinst ganz offensichtlich damit jenes Verstummen der Ausdrucksfähigkeit wie es auch in der Literatur auftritt - da kenne ich mich etwas besser aus als in der bildenden Kunst - jene Unfähigkeit das in reinster unverfälschter Form in Sprache umzusetzen, was auf einen zukommt, und dann in einem existiert, was man spürt, was vorhanden ist und doch nicht mehr erfasst werden kann, weil es über die Grenzen unseres sprachlichen Vermögens hinausreicht. Hölderlin hat in seinen Gedichten „sprachlose“ Lücken gelassen. Die Lyrik gleicht da in besonderem Maße einem Gemälde, auch sie ist höchste Komprimierung des Erlebten und lotet die Grenzen des noch Aussprechbaren bis zu seinem Verstummen aus. Und selbst Goethe mit seiner außerordentlichen Sprachkompetenz lässt seinen „jungen Werther“, als dieser sich einem Naturerlebnis so ganz hingibt unter solcher Erfahrung leiden: *‘...ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt.’* Und er bedauert, dass seine Kunst darunter leide, und bedient sich eines bildhaften Vergleichs, nämlich, dass er keinen Strich zeichnen könnte und doch nie ein größerer Maler gewesen sei als in diesem Augenblick.“

Benedikts kaum merkbares Nicken mit dem Kopf offenbart die eigene leidvolle Erfahrung mit diesem Grenzwert künstlerischen Schaffens. Erst als ich noch etwas mehr über Produktionsprozess und eigenes Selbstverständnis als Künstler erfahren möchte, löst er sich aus seiner Sprachlosigkeit: „Ich male ein Bild und brauche oft Wochen und Monate, bis ich es verstanden habe. Auch das ist Wandern. Wandern bis an eine Grenze. Oft muss ich mich zwingen, ein angefangenes zu vollenden, weil ich es plötzlich innerlich ablehne, manchmal das Bild sogar hasse.“ Er holt aus seinem Depot unter dem Hochbett ein unfertiges Gemälde mit einer menschlichen Gestalt hervor und hängt es an die Wand neben das Fenster. „Da sieh dir die hässlichen Farben,

den Arm dieses Menschen an. Er wirkt in diesem nahezu einförmigen Weiß unfertig und ist gerade in seiner Unfertigkeit etwas ganz Besonderes. Ich bin mir nicht sicher, ob ich daran weiter arbeiten soll. Manchmal weiß ich wirklich nicht, wann ein Bild fertig ist. Ich stehe deshalb dauernd unter Spannung. An sich bin ich ein sehr unruhiger Mensch, der sich fortwährend nach Ordnung, Klarheit und Ruhe sehnt. Aber diese drei Begriffe sind dem Zufall ausgesetzt und nur ein zufälliger Moment kann sie gewähren.“

Als sich das langsam sinkende Sonnenlicht des späten Novembernachmittags mit dem der Flutlichtanlage bei der nahen Baustelle am Bahnhof vermischt und schräg in den Raum fällt, werden die Farben der Bilder im Atelier lebendig. Dunkles glänzt, wird heller, der sonst etwas hellere Kontext um die menschlichen Gestalten verdunkelt sich und zuvor nur umrisshaft wahrnehmbare Gesichter erhalten plötzlich ein klares Profil. Mensch und Raum geraten auf der Leinwand in Bewegung und gewinnen eine eigentümliche Dynamik, so als wollten sie den Ausspruch ihres Erzeugers „Heute wird meist zu bunt und zu wenig farbig gemalt!“ mit Nachdruck unterstreichen. Und jenes unfertige Gemälde, das er aus seinem Depot geholt und an die Wand gegenüber dem Eingang gehängt hatte, gewinnt allmählich Züge magischer Vollkommenheit.

.....

Als ich mich auf den Heimweg machte, ging es mir nicht aus dem Kopf, dass bis auf *einen*, noch nicht zehnjährigen, alle Schüler einer vierten Klasse vor langer Zeit von ihrer Lehrerin gefragt worden waren, was sie einmal werden wollen. Nicht der Benedikt Hipp. Bei ihm wusste man es sowieso, dass er in die Fußstapfen seines Vaters treten und das elterliche Geschäft übernehmen würde. Das galt für alle damals als eine unumstößliche Selbstverständlichkeit. Und das glaubte man auch noch, als er Jahre später nach seinem Zivildienst die Meisterschule für das Konditorhandwerk besuchte. „Allerdings nur aus moralischer Verpflichtung den Eltern gegenüber!“ wie er bekannte. Im Grunde war er während seiner Abwesenheit von Zuhause endgültig zur Überzeugung gelangt, dass ihm der erlernte

Beruf nichts bedeutete. Und dass er sich in jene Welt der Malerei und Bildhauerei begeben müsse, in jene Welt der Grenzwerte, in die eines Carpaccio und Velásquez, eines Rembrandt und eines Grünewald, in die eines Lucas Cranach und die der deutschen Renaissance und nicht zuletzt in jene Welt eines Vincent van Gogh, Giorgio Morandi, des Norwegers Edvard Munch und vor allem eines Francis Bacon, des genialen Landsmanns seines unmittelbaren Vorbilds Sean Scully. Sie wiesen ihm fortan seinen Weg.

Als ich erfahren wollte, ob er sich denn als Künstler nicht manchmal nach jener bürgerlichen Welt sehne, der er doch entstammt und die vielleicht ein wenig unkomplizierter sei als die des Künstlers, antwortete er mit der Gegenfrage, ob denn nicht jeder Künstler sei, der sich in seiner Freiheit seinen Raum sucht und ob nicht auch die Kunst eine sehr hohe gesellschaftliche Verantwortung trage. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte er bei mir schon längst auch nur den geringsten Zweifel beseitigt, dass der Pfaffenhofener Stadtrat mit seinem heimischen Sachverstand den richtigen Kandidaten zum Kulturförderpreisträger 2005 gekürt hatte.

Für mich tat sich nach unserem Gespräch ein ganz anderes Problem auf. Wie sollte ich nur auf diesen jungen Künstler eine Laudatio machen? Die stereotypen Sprachformeln einer bloßen Aufzählung von Lebensdaten, Lob und Glückwunsch würden an ihm vorbeigehen. Auch die sonst oft so kläglichen Versuche einer Werkinterpretation. Damit würde ich sein Selbstverständnis nicht erreichen können, allenfalls verletzen. Du wirst dir da schon besondere Mühe geben müssen eine angemessene Form zu finden. Denn für eine herkömmliche ist er viel zu jung, zu dynamisch, zu engagiert, wohl auch eine Idee zu selbstkritisch und fern jeglicher Konvention des Gewöhnlichen.

Nein, die Routine des Künstlers wird ihn so schnell nicht einholen. Ob sie es überhaupt jemals schafft?
